

Söhne, Sandwetter und sonstige tüchtige Leute angezogen. Während meiner frühesten Kindheit war Blinck das letzte Gehöft nach dieser Seite hin. Bergemann und Miers bewohnten das einstige Hirtenhaus, ein Doppelhaus für zwei Familien mit gemeinsamer Giebelwand. Dort lag Jahre hindurch „Bergemanns Anna“ auf dem Krankenlager, gepflegt von einer liebevollen Mutter, bis sie zuletzt doch noch von ihren Leiden erlöst wurde. An ihrem Krankenbett aber trafen sich die jungen Mädchen des Dorfes an jedem Sonntagabend, und so wurde die Krankenstube oft zu einer Stube des Frohsinns und erheiterte das Gemüt der Leidenden, die sich schon immer auf den Sonntag freute. Auch meine Schwester Emma gesellte sich gern diesem Kreise zu.

Die Fülle der Gestalten, die seit frühester Kinderzeit an einem Dorfkinde vorüberzogen, ist schwer zu übersehen. Schattenhaft ziehen die einen im Geiste vorüber, die anderen aber greifbar, als hätten sie heute noch Fleisch und Blut.

Wie aber über Jahrzehnte hinweg Beziehungen dauern, dafür zwei Beispiele.

Als ich noch sehr jung war, verunglückte in der Dreschmaschine des Rittergutes ein junges Mädchen. Ich lernte sie nur noch mit einem Stelzfuß kennen. Dabei war sie äußerst beweglich; vor allem die Junge stand selten still. Da sie nicht auf Arbeit gehen konnte, stand oder saß sie gewöhnlich mit einem Stricktrumpf vor der Tür des Tagelöhnerhauses. Reglings Auguste war uns Kindern eine vertraute Erscheinung. Manches hörten und lernten wir auch von ihr. Im letzten Jahre (1933) kam ich wieder einmal in die Heimat. Das Tagelöhnerhaus mitten im Dorfe war bereits längst abgerissen. Vor dem Ende des Dorfes sehe ich auf einmal eine alte Frau mit einem Stelzfuß sitzen und erkenne sofort, wer es ist. Auch sie hat bald heraus, wer vor ihr steht, und freut sich ihrer 80 Jahre. Der Jungenschlag war immer noch derselbe.

Und der zweite Fall: Ich stehe in demselben Sommer mit meinen Studenten und Studentinnen in Wittenwalde vor der Georgenkapelle und erlaute meinen Hörern die Bedeutung dieses Gebäudes. Ich bin daran gewöhnt, daß bei solcher Gelegenheit Vorübergehende stehen bleiben und zuhören. So fällt es nicht auf, daß hinter meinem Rücken auf dem Bürgersteig ein rüstiger Greis zuhört und nicht weiter geht. Als ich eine kleine Pause mache, höre ich hinter mir den lauten Grub: „Guten Tag, Albrecht!“ Das kommt nur aus der Heimat kommen! Ich wende mich um, gehe freundlich auf den alten Herrn zu, reiche ihm die Hand, weiß aber nicht, wen ich vor mir habe. „Leider weiß ich nicht“, — so will ich beginnen. „Karl Tiele“, ruft er mir da entgegen. Er entstammt derselben Familie, die durch Juden vom Hofe gedrängt wurde. Damals war ich sechs Jahre etwa, und er hatte gerade nach Kleinienitz hin geheiratet. So sahen wir uns später fast nie. Als ich meinem Lehrer Hugo Wiesede zu seinem Abschied die Festrede hielt, es mag vor etwa 20 Jahren gewesen sein, da rief mich Rudolf Schulze an seinen Tisch und zeigte mir Karl Tiele, der von Kleinienitz herübergekommen war. Ich kannte ihn natürlich nicht. „Aber mit meinen Sporen hast Du gespielt“, sagte er mir damals. Und nun mußte ich Bescheid. Als Berleberger Mann war er auf Urlaub

gekommen, besuchte, wie das so üblich war, alle Verwandte und Bekannte, mein Vater drückte bei dieser Gelegenheit jedem Soldaten einen harten Talet in die Hand — und da sah ich noch als schulpflichtiger Knirps unter dem Stuhl und drehte an den Räderporen seiner Reiterstiefel, was mir großes Vergnügen bereite. Nun mußte ich also Bescheid. Auf meine Frage, wie es ginge, meinte der ehemalige Mann: „Ich bin jetzt 80. Mein Sohn hat den Hof auch schon abgegeben; aber mir geht es gut, und, wie Du siehst, bin ich noch ganz rüstig.“ Ein abetmaliger freundlicher Händedruck und weiter lehle er seinen Weg fort. „Ich mußte Dich doch aber begrüßen“. Die Gesichter meiner Studenten und Studentinnen waren mir beinahe ebenso interessant, wie das Zulammentreffen mit dem Alten aus der Heimat. Ich erzählte ihnen nur, daß wir uns nur zweimal im Leben gesehen hätten, einmal bei den Reiterporen und dann bei der Festrede. Alle aber begriffen wohl, was Volksverbundenheit auf dem Lande bedeutet, besser, als sie es in einer Vorlesung hätten lernen können.

In dem Augenblick, als Karl Tiele seinen Namen nannte, stand das ganze schwere Schicksal seiner Familie mir vor der Seele: Der prächtige Hof, aus dem er stammte, meine Anabenfreundschaft mit seinem jüngsten Bruder Rudolf, der Tag, an dem der Hof mit allem Zubehör unter den Hammer kam, das Auseinanderreißen der einzelnen Familienmitglieder, von denen der Vater und ein Bruder sich als Fabrikarbeiter durchschlugen, während Otto auf dem Hofe einer Lante Unterkunft fand und Hermann als fleißiger Steinklopfer auf der Chaussee sein Leben fristete, sich aber in bewundernswürdiger Weise wieder emporarbeitete, so daß er schon im besten Alter für Straßenbauten im ganzen Kreise Teltow die Steine lieferte und anfahren ließ, sich in der Heimat in jener Kiesgrube am Ende des Dorfes ein stattliches Haus bauen konnte und so an seinem Lebensabend stolz auf ein selbstgeimmertes Leben zurückblicken kann. Seine goldene Hochzeit zeigte ihm, wie hoch er allgemein eingeschätzt wurde. So hat er den Namen seiner Familie wieder zu Ehren gebracht. In seinen jungen Jahren sehe ich ihn immer noch auf der Ziehharmonika zum Tange aufspielen, wenn die frohe Jugend sich austoben wollte und die „große Musik“ nicht immer zur Stelle sein konnte. Und in demselben Augenblicke, da Karl Tiele bei Wittenwalde seinen Namen nannte, fand ich mich oben wieder in der großen Stube meines Vaterhauses. Vor mir der stattliche Berleberger Mann mit seinen vor jedem Jungen angestaunten Epauletten mit den gelben Aufschlägen und Schürren, sehe mich mit den Sporen spielen, finde mich wieder bei der Festrede für meinen alten Lehrer und — stehe nun als Verkünder der Wissenschaft mitten unter einer wissensdürstigen Schar junger Studierender. Des Lebens erstes Spiel mit Abstieg und Aufstieg, mit langer Lebensarbeit und ihrem unendlichen Segen spiegelte sich wieder in diesem einen Augenblick. Er verfehlte seinen Eindruck ganz gewiß auch nicht auf die Gemüter junger Menschen, und man kann vielleicht mit Propst Ortwin in Wildenbruchs Quirkows zu jedem Studenten sagen: „Lerne, mein Sohn! Du kannst in diesem einzigen Augenblick mehr lernen als in Jahren Du gelernt.

Aus der Aufbauzeit eines Teltowdorfes nach dem 30 jährigen Kriege

(Schluß.)

Von Richard Kiefer, Gröben.

Ueber das geistige Leben des Dorfes wachen zu der Zeit die Pfarrer Caspar Sendel (1639—1678) und Michael Köppen (1678—1722). Von letzterem und seiner Frau stammen die einzigen alten Grabsteine unseres Friedhofes. Caspar Sendel lag mit Gemeinde und Obrigkeit öfter in Streit und griff leicht zur Selbsthilfe. Als der Kossäte Sütchier ihm das Meßkorn weigerte — der Pfarrerhund hatte ihm einen Hammel zerrissen — ließ Sendel gleich 2 Kühe pfänden. Als der Schulze des Pfarrers Pferde pfändet, die nachts in seiner Herste übel gehaust hatten, holt Sendel sie eigenmächtig heim. Die Front gegen ihn verbreitert sich, als Sütchier ihn öffentlich in der Kirche einen „Schelm“ nennt und 10 Th. Strafe entrichten muß. Die Widerlächer graben eine halbvergessene, etwas dunkle Geschichte mit einer Magd Katharina Blinck aus. Deren störrische Verfolgung verläuft ergebnislos. Nach diesem Höhepunkt wird Sendel friedlich und tritt in beweglichen Gesuchen bei der Wassersnot für seine Gemeinde ein. Die Feindschaft mit Sütchiers und „dem Böhewiät“ Jürgen Paul hiebt jedoch. Letzterer hatte bis zu seinem Tode 1669 nicht an Abendmahl und Auserhebung glauben wollen. Unter Michel Köppen bekommen die Kinder wieder jedes Jahr nach der Fastenzeit, Karfreitags usw., ihre Brezeln. Er trat sehr energisch gegen die zu hohe Zahl der Baten auf. (1671 hatte der Dorfhirte 17 Baten geladen, 1673 der Lehnschulze Stefe gar 22.) Köppen sah als Quelle dieses Brauches reine Habgucht. „Was kann Gott vor Gefallen an unser Gebet bei der Taufe haben, wenn man aus vielen Winden einen Haufen Leute zusammensucht, unter welchem oft die wenigsten ein andächtig Vaterunser beten und sich nur einstellen, sich lustig zu machen und auf dem Lande

ihre Bläseliäufigkeit zu haben.“ Ein Jahr schon nach seinem Tode erreichte er Dorfgesetze, die sich „in dem hiesigen Dorf als höchst nötig erweisen“. Sie enthalten meist Bestimmungen über das kirchliche Leben. Kirchenbesuch ist (bei 3 Groschen Strafe!) Pflicht. Gegebenenfalls ist um „Entschuldigung“ bei dem Schulzen einzukommen! Das Verbot der Sonntagsarbeit, die Pflicht, sich vor dem Abendmahl zu der vorbereitenden Unterweisung am Sonnabend usw. einzufinden, sind die ersten Punkte.

Darüber hinaus gewähren aber die anderen Sätze einen Einblick in die Kommunalverwaltung jener Zeit. Dem Lehnsschulzen waren 2 Gerichtsschöppen beigegeben. Vertreter des Lehnsschulzen war ein Viceschulze. Die Befanntmachungen der Behörden erfolgten durch Anschlag an der Kirchentür oder durch Verlesung im Gottesdienst. Die Sitzungen oder Gemeindeversammlungen pflegte man bis 1679 in der Kirche nach dem Gottesdienst abzuhalten. Da es bei der Erledigung dörflicher Angelegenheiten auch damals nicht immer ruhig herging, Zanf und heftiger Streit „das angehörte Wort Gottes“ vergessen ließen, so mußte von nun an der Schulze die Gemeindeglieder durch Läuten vor seinem Hause versammeln und dort tagen. Zu dieser Nachmittagsveranstaltung aber sollten nach § 13 die Wirte selber kommen, nicht bloß „Kinder“ schicken. Demnach mußte 1725 der Landrat von Otterstedt bei einer Versammlung erst Jakob Koppe und Sasse durch seinen Bedienten holen lassen, um beginnen zu können. Nicht immer war die Erfüllung der Amtspflichten Schöppen und Schulze angenehm; denn die robusten Kerle antworteten oft mit Tätschkeiten, die zungenfertigen Frauen mit schweren Beleidigungen. Labe, der unruhige Geist aus der Wende, hatte 1691 auf des